

BÜCHER ZUR REGION DER GROSSEN SEEN IN AFRIKA

Rupert Neudeck

Afrika ist schlecht gestartet

André Gide, Peter Scholl-Latour, Philip Gourevitch, Colette Braeckmann, Paul Mathieu, Alfred Pognon, Michael Birnbaum, Albert Mbonerane, Ryszard Kapuscinski

Es gibt ja auch zeitgeschichtliche Klassiker, die den Begriff – den literarischen – vielleicht nicht ganz erfüllen, aber es dennoch sind. So wird man in Frankreich in Bezug auf die Region Afrikas, die regionsgeographisch kaum präzise abzugrenzen ist, immer noch mit Gewinn und Lust zu André Gides großartigem Buch *Voyage au Congo; suivi de le retour du Tchad* greifen. Ein wunderbar und ergreifend geschriebenes „Reisetagebuch“, das 1927 zum ersten Mal bei Gallimard in Paris erschienen ist und bis heute immer wieder Neuauflagen erlebt hat. Dass dieses Buch in Deutschland nahezu unbekannt ist, zeigt, wie weit die beiden vermeintlich so eng befreundeten Staaten und Völker noch voneinander entfernt sind. Die Knauserigkeit, ja der Geiz der Weißen gegenüber den Schwarzen fiel Gide damals auf. Man gab nicht die Marktpreise für die Güter der Flüsse (Fische) oder der Erde, sondern halbierte sie, wie um den Schwarzen selbst bei kleinen Marktsachen zu zeigen: Ja, ihr seid nicht auf unserer Stufe, weder der Kultur noch des Marktes. „La lesinerie de certains blancs a l'égard des indigenes est incroyable.“

Gleichzeitig hatte Andre Gide seine Sinne ganz offen für die afrikanische Kultur und die Noblesse, mit der selbst einfache Eingeborene sich benahmen.

■ André Gide, *Voyage au Congo; suivi de le retour du Tchad*, Gallimard, Paris 1927.

■ Peter Scholl-Latour,
Mord am Großen Fluß,
DVA, Stuttgart 1986.

„Was ich nicht malen kann mit Worten, das ist die Schönheit der Blicke dieser Einheimischen. Die Intonation, mit der sie ihre Stimmen erheben, die Würde ihrer Körperhaltung, die adelige Eleganz ihrer Gesten. Im Beisein dieser Schwarzen haben viele Weiße das Benehmen von Frechdachsen. Welche ernste Würde und lächelnde Traurigkeit strahlen ihre Verabschiedungen aus – ihr Adieu-Sagen.“

Ein nicht nur Verkaufs-Klassiker war und ist für den deutschen Buchmarkt wohl auch das Buch *Mord am Großen Fluß* (Stuttgart 1986) des Publizisten und Autors Peter Scholl-Latour. Bewundert viel und viel gescholten schwankt das Charakterbild dieses großen Journalisten in der Tradition des Henry Morton Stanley and des Jean Lacouture in der deutschen Öffentlichkeit. Ich habe mich immer an ihm gerieben, an der Überzogenheit mancher Einschätzung und Be-Schreibung. Immer aber zwingt uns dieser Autor, uns mit ihm und der Sache, seinem Thema Afrika oder Vietnam, Islam oder Türkei auseinanderzusetzen. Er ist eher spenglerisch pessimistisch aufgelegt; auf seine älteren Tage eher mehr als vorher. Aber auch damit bekam er durch die Ereignisse der letzten 20 Jahre eher recht.

Mord am Großen Fluß ist vielleicht das einzige Buch in Deutschland über das erste „Vierteljahrhundert afrikanischer Unabhängigkeit“, das uns umfassend über die verwirrenden differenzierten Sprachen und Stämme, die Ethnien, die politischen und ideologischen Bewegungen dieser Afrikaner in der Zeit nach 1960 aufklärt. Scholl-Latour gibt uns zu verstehen, dass er ein Stück der politischen Unbeholfenheit verachtet. Sie ist zum Teil durch die räuberische Kolonialpolitik zu erklären. Aber – darin ist ihm zuzustimmen – je länger wir uns von ihr entfernen, desto weniger taugt diese Kolonialepoche als Alibi.

Im Nachwort der Taschenbuchausgabe des Buches bei dtv (ursprünglich hatte es die Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart verlegt – 1986) heißt es im November 1988:

„Das Schicksal meint es nicht gut mit Afrika. Die Katastrophen lösen sich ab im schwarzen Erdteil – Hungersnot, Bürgerkrieg, Seuchen, wirtschaftlicher Niedergang –, und ein Ende ist nicht abzusehen. Stabilität stellt sich gelegentlich ein, aber dann haftet ihr der Verdacht des Provisoriums an und verdeckt –

gegenüber einer gleichgültigen Weltmeinung, die sich nur durch Katastrophenmeldungen wachrütteln lässt – ein langsames, wenig spektakuläres Dahinsiechen.“

Scholl-Latour war im Juli 2000 für 14 Tage erneut zur Recherche vor Ort, in Kigali, der Hauptstadt Ruandas. Er hat sich in Bujumbura (Hauptstadt Burundis) umgesehen, kam mit Hilfe der Ruanda-Armee nach Kisangani – also ins *Herz der Finsternis* (um mit dem Titel der berühmten Kongo-Erzählung des polnisch-britischen Autors Joseph Conrad zu sprechen), konnte mit einem Flugzeug des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes wieder herausfliegen. Die vornehmen Außerirdischen des IKRK lassen sonst niemanden aus Gründen ihres diplomatischen Status mitfliegen. Scholl-Latour hat das Ergebnis seiner Reise in mehreren Zeitungsartikeln dokumentiert. Der Extrakt dieser Reise wird sich in einem neuen Buch niederschlagen, das den bezeichnenden, dunkel-pessimistischen Titel *Afrikanische Totenklage* trägt (noch nicht erschienen).

„1961 beobachtete Paul Kagame, wie ein Hutu-Mob mehrere Tutsi-Höfe um den seiner Eltern herum auf dem Hügel von Nyaratovu in Gitarama anzündete. Er war damals vier Jahre alt. Er sah das Auto, das sein Vater gemietet hatte, um mit der Familie zu fliehen, die Straße hochkommen, und er sah die Speerwerfer ebenfalls. Sie ließen alles stehen und liegen und stiegen in das Auto ein: die Familie entkam nach Norden, nach Uganda.“

Das protokolliert Philip Gourevitch in seinem atemberaubenden Buch mit dem absichtlich so langen Titel: „Wir möchten Euch informieren, dass wir morgen mit unseren Familien umgebracht werden“, Untertitel; „Geschichten aus Rwanda“. Das Buch erschien nach vielen Vorabdrucken einzelner in sich geschlossener Reportagen 1998 im New Yorker Verlag Farrar Strauss and Giroux. Die deutsche Übersetzung lag zum fünften Jahrestag des Völkermordes vor.

Selten hat ein politischer Buchautor eine solche geniale Gabe gehabt, sowohl den Abstand wie die Nähe zu dem recherchierten Ereignis und Land in eins zu bringen. Er flüstert geradezu – schreibend –, wenn seine Gesprächspartner es tun, er gibt seinem Unverständnis laut Platz – wenn das notwendig ist.

Philipp Gourevitch hat die Stationen des Völkermordes und die Art, wie danach mit ihm umgegangen

■ Philip Gourevitch, *Wir möchten Ihnen mitteilen, dass wir morgen mit unseren Familien umgebracht werden. Berichte aus Ruanda*, Berlin Verlag, Berlin 1999, 426 S. (Aus dem Engl., *We wish to inform You that tomorrow we will be killed with our families. Stories from Rwanda*, New York 1998)

wurde, mit der Akribie des Fliegenbeinzählers, aber auch mit der visionären Kraft des politischen Analytikers beschrieben. Zum Zerbersten wird das Buch in den Schilderungen der Gespräche, die der Autor mit dem Exilpräsidenten der Mordregierung machen konnte, jenem Theodore Sindikubwabo. Der Professor für Pädiatrie (warum müssen so viele Schwerverbrecher unserer Zeit Ärzte sein?: Radovan Karadzic und jetzt Sindikubwabo) war drei Tage nach dem Abschuss und der Ermordung des Präsidenten von Rwanda, Habyarimana, also am 9. April 1994, zum Interimspräsidenten von Rwanda ernannt worden. Am 19. April 1994 flog er eigens in die Stadt Butare, weil der dortige Gouverneur sich renitent gezeigt hatte und mit den Massenmorden nicht beginnen wollte. Der Doktor der Pädiatrie und neue Präsident hielt eine Rede und forderte die Bewohner der Stadt auf, das Gewürm der Tutsis auszuräumen, auszumorden. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen: In Butare gab es danach die allergründlichsten Mordzahlen. In den nächsten zwei bis drei Wochen wurden 20 000 Tutsis in der Cyabinda-Gemeinde erschlagen und zerhackt, 35 000 in der Karama-Gemeinde.

Als Gourevitch den Exil-Mord-Präsidenten in Bukavu in seinem wunderschönen Palast am Kivu-See aufsuchte, standen einige Regierungs-Mercedes vor dem Haus – es war nur ein Jahr später, Mai 1995. Der Protokollchef empfing den US-Journalisten. Er beschwerte sich gleich, weil die Welt die Sache der Rwander falsch verstand: „Schau uns hier an, im Exil. Selbst während wir jetzt sprechen, ermordet Paul Kagame alle Hutus in Rwanda, systematisch!“

Dann wurde er zu dem Ex-Präsidenten vorgelassen, der mit einem etwas asymmetrischen Gesicht und einer dicken Narbe auf der Backe vor ihm saß. Er würde es willkommen heißen, wenn es in Fortsetzung der Arusha-Verträge einen ehrlichen Dialog mit der RPF, also der neuen Regierung in Kigali, geben könnte, „über das Management des Landes“.

Der Verantwortliche für den Massenmord an knapp einer Million Menschen (wohl etwa 800 000) in Rwanda bat, unschuldig zu sein. Er sei missverstanden worden. Er schob die Schuld auf den Bürgermeister von Butare, er selbst habe nicht den Befehl zum Morden gegeben.

Gourevitch beschreibt die Unfähigkeit der westlichen Politik. Zumal der humanitären, die sich wie wild darum schlug, die 2,4 Millionen Flüchtlinge in Tansania (BENACO) und im Kivu zu versorgen. Dabei wurde von den UN einfach in Kauf genommen, dass die Armee des Völkermords mitversorgt wurde.

Die Verbände der alten Rwanda-Armee, der sogenannten Ex-FAR (Forces Armees du Rwanda) wie der Miliz des Völkermords, Interahamwe, wurden vom UNHCR und vielen anderen Organisationen durchgefüttert. Aus dem Handel mit Hilfsgütern fiel sogar noch einiges für weitere Waffenkäufe ab, die nie gezeugnet und weiter über den Flughafen Goma abgewickelt wurden, der französische Generalkonsul Urbano war der beste Zeuge. Der UNHCR-Chef von Benaco, Jacques Franquin, sagte dem Autor, er wisse, dass es unter den 400 000 Flüchtlingen in Tansania eine ganze Menge von *génocidaires* gebe. „But don't ask me to set them out.“ Er wollte nur andeuten, der humanitären Hilfe fehle der Wille, diese Verbrecher und die Waffenträger auszuschließen, was von der UN-Charta des UNHCR geboten gewesen wäre. Man richtete lieber riesengroße, fast überversorgte Lager ein.

„The major camps in Zaire quickly became the home to the best stocked, biggest and cheapest markets in the region.“ Zairer kamen meilenweit, um bei den Rwandern, *chez les rwandais*, shopping zu machen. Wenn die Interahamwe, genährt vom UNHCR und vom deutschen Steuerzahler, die Tutsi-Herdenführer und Viehzüchter im Nord-Kivu angriff, brachen die Tische der Märkte in Goma unter dem extrem billigen Rindfleisch fast zusammen.

Der UNHCR, so schreibt der Autor, wollte sich bequem in seinen wunderschönen Residenzen einrichten. Die Weltagentur aus Genf setzte darauf, den Flüchtlingen das Leben so angenehm zu machen, dass sie gar nicht mehr in ihre ursprünglichen Häuser und Hütten zurückwollten.

Es kam dann anders. Das Buch hat die Entwicklung der letzten beiden Jahre nicht mehr registriert. Aber es hat einen atemberaubenden nonkonformistischen Inhalt und Ton. Es sollte Pflichtlektüre für jeden sein, der heute noch Außen- und Afrika-Politik einschätzen zu können glaubt.

■ Colette Braeckman, Filip Reyntjens, Jean Claude Willame u.a., *Kabila prend le Pouvoir. Les premices d'une chute. La Campagne victorieuse de l'AFDL. Le Congo d'aujourd'hui*, Editions Grip, Bruxelles 1999, 180 S.

Das zweite anzuzeigende Buch hat ein belgisches Kollektiv als Autoren. Unter ihnen ragt die einzige europäische Expertin für den Kongo hervor, Colette Braeckman. Sie hat es geschafft, ihr Blatt, den Brüsseler *Le Soir*, für jeden Kongo-Liebhaber so wichtig zu machen, dass ich selbst immer wieder gern den *Soir* kaufe, wann immer ich es an einem Bahnhof schaffe. Ihr Buch trägt den Titel *Kabila prend le Pouvoir*, der Untertitel lautet *Die Voraussetzungen eines Sturzes. Die siegreiche Kampagne des AFDL. Der Kongo von heute*. Es erschien erstmals in der Editions complexe 1998 in Brüssel.

Die Mitherausgeberin und Hauptautorin Braeckmann schreibt zum Schluss, ohne von der neuen tragischen Wende für die Bevölkerung zu ahnen, von der Abwendung Kabilas von Kagame und Museveni und der Jagd auf die Tutsis in Kinshasa: Die Aufgabe, die sich Kabila mit seiner sehr fragilen Equipe aufgeladen hat, gleicht der Quadratur des Kreises. Gerade Ende 1997 versuchten Kabila und seine Anhänger ein Auseinanderbrechen der Armee in verschiedene rivalisierende Fraktionen zu vermeiden und die Einheit des Landes aufrechtzuerhalten. Sie haben den ersten Teil der afrikanischen Wette gewonnen, die die Kongo-Revolution darstellt. Weiter über die Zukunft des Regimes zu wetten oder Wetten abzuschließen, das gleicht dem Würfelspiel.“

Recht hatte sie in ihrer Ahnung. Dennoch: es ist gut, sich dieses rauschhafte Treiben noch einmal zu vergegenwärtigen: das Unmögliche wurde möglich. Vor dem riesengroßen Kongo/Zaire hatten alle Anrainerstaaten zu Zeiten des 30 Jahre lang regierenden Mobutu immer Angst gehabt. Aber jetzt brach innerhalb von sieben Monaten das Regime zusammen, unter dem Ansturm einer ad hoc aufgestellten Armee, wie man – auch der Autor dieser Rezension – damals meinte. Wir wissen es jetzt besser. Diese Armee wurde alimentiert von Rwanda und Uganda, aber auch von Angola und aus dem Sudan. Sie hatte mehrere Teile, die das Buch wohlrecherchiert aufzählt und beschreibt.

■ Paul Mathieu / Jen-Claude Willame, *Conflits et Guerres au Kivu et dans la Region des Grands Lacs*, Edition L'Harmattan, Paris 1999, 218 S.

Eines der gründlichsten Bücher über die Konflikte und Krisen innerhalb der tiefen Finsternis der Regenwald-Regionen im Kongo und in der Region der großen Seen haben die beiden Wissenschaftler P. Mathieu und J.C. Willame geschrieben. Das Buch ist

erschienen als Band 39 /40 der *Cahiers Africains*, die vom Institut Africain der Universität Louvain/Löwen herausgegeben werden: *Conflits et Guerres au Kivu et dans la Region des Grands Lacs*. Gedruckt hat es der bekannte auf Afrika spezialisierte Verlag L'Harmattan in Paris. Für den, dem es um den Hintergrund dieser Konflikte geht, enthält dieses gründlich und wissenschaftlich gearbeitete Pionierbuch wirklich fast alles:

Im ersten Teil geht es um die Bauernkriege im Nordkivu 1937 und 1994. Es gab – gefördert von der belgischen Kolonial-Verwaltung – immer wieder eine forcierte Einwanderung von Viehzüchtern und Bauern aus dem damals schon überfüllten Rwanda. Im zweiten Teil untersuchen verschiedene Historiker und Zeitgeschichtler die regionalen Konflikte im Kivu und die internationalen, mitbeteiligten Akteure.

Nirgendwo sonst ist der sensationelle Siegeslauf der Armee von Laurent-Désiré Kabila so schonungslos recherchiert und aufgedeckt worden wie im Kapitel von Bob Kabamba und Olivier Lanotte: „Die Akteure und Szenarien des Kongo-Krieges“; Heute – im Jahre 2000 – sagen wir: des Kongo/Kivu-Krieges Nr. 1.

Die AFDL wurde am 17. Oktober 1996 in Lemera gegründet, einem Ort in der Hochburg der sogenannten Banyamulenge. Damals war noch lange nicht klar, dass Laurent-Désiré Kabila der Ausdruck dieser politisch-militärischen Bewegung werden würde, die dann am 17. Mai 1997 – also nur ein dreiviertel Jahr später – schon zum triumphalen Einzug der AFDL in der Hauptstadt des Kongo Zaire führte.

Zunächst gab es zwei Köpfe in dieser Allianz: Neben Kabila war es der militärisch versierte General André Kisase Ngandu, der „Deutsche“, wie er genannt wurde, denn er kam aus Berlin, wo seine Familie immer noch wohnt.

General André Kisase galt als der Stratege, er hatte das militärische Training der Rwander mitgemacht. Danach im Kivu hatte er sich ganz von Rwanda entfernt, er wollte die AFDL zu einer authentischen Kongo-Befreiungsfront machen. Das missfiel Kigali und dem rwandischen Geheimdienst so sehr, dass er am 4. Januar 1997 unter bis heute nicht aufgeklärten Umständen ermordet wurde. Es hieß, es habe sich um einen Hinterhalt bei Beni gehandelt. Aber die

Tatsache, dass wir vom Komitee Cap Anamur aufgefordert wurden, in Kampala einen Platz im Makarere-Krankenhaus für den schwerstverwundeten General Kisase Ngandu bereitzuhalten, spricht für das Durcheinander der Kigali-Propaganda.

Dass dieser Mord bis heute nicht als solcher ruchbar wurde, hat natürlich auch damit zu tun, dass Kabila daran kein Interesse hatte. Er war froh, den einzigen wirklichen Rivalen im Kongo loszuwerden, um danach umso stärker die Straße der Ein-Mann-Diktatur zu wählen.

Als – so schreiben die Autoren – Kabila mit der AFDL und den Katanga-Gendarmen, die aus Angola über Kigali in den Kongo geflogen wurden, einmarschierte, war er so stark von den Rwandern in seiner Manövrierfähigkeit eingeschränkt, dass man sich in Kinshasa wie in einem Nebenpolitik-Platz von Kigali fühlte.

Die Omnipräsenz der Tutsis in Kinshasa drückte sich durch folgende Positionen aus: Der Generalstabschef der Forces Armées du Congo (FAC) war der General J. Kaberere, ein Tutsi, der Außenminister des ersten Kabinetts Kabila war ebenfalls ein Tutsi, ja sogar ein Verwandter des Paul Kagame, Bizima Karaha. Der alte Geheimdienstchef D. Bugera wurde mit dem Posten des Generalsekretärs der AFDL zufriedengestellt. Diese „Machtübernahme der Tutsis nach dem Befreiungskrieg musste natürlich die heftige Unzufriedenheit der Katanga-Fraktion der AFDL provozieren, sowie zahlreicher Parteien, die jahrzehntelang gegen das Regime Mobutu gekämpft hatten.“

Am 27. Juli 1998 gab Kabila das Signal zur totalen Kehrtwendung. Er entließ alle Tutsis aus den Stellungen in Kinshasa und gab grünes Licht für die rassistische Jagd auf die Tutsis in Kinshasa und anderswo. Damit hatte sich Kabila endgültig als jemand entpuppt, dem das Schicksal seines Volkes völlig gleichgültig ist, dem es nur um das Wohlleben als Machthaber im Kongo geht. Alle, die, wie Colette Braeckman u.a., etwas anderes vermutet hatten, haben sich geirrt.

Doch die Rwander reagierten schon am 2. August – nur sechs Tage nach dem Hinauswurf. Sie gründeten das RCD, das Rassemblement Democratique du Congo, und starteten den zweiten Kivu-Krieg. Ge-

neral James Kaberere wollte in seiner unverkennbaren Macht-Arroganz in wenigen Wochen die Niederlage wettmachen, die Rwanda erlitten hatte. Er zog rwandische Truppen im Kivu zusammen, beschlagnahmte alle privaten Flugzeuge in der Provinz und begann eine Luftlandeoperation in Kitona, 2000 km von Goma entfernt. Beim Versuch, die dort in Kitona stationierten und versprengten Ex-Mobutu-Soldaten wie auch die angolanischen Unita-Rekruten Savimbis für den Marsch auf Kinshasa zu gewinnen, war Kaberere in ein Loch mangelnder Vorbereitung gefallen. Er brauchte die Angolaner mit ihrer Luftwaffe. Museveni, damals noch der Hauptverbündete der Rwander, schrieb einen Brief an den angolanischen Staatschef Eduardo Dos Santos, aber Angola nahm nicht auf Seiten des RCD, sondern an der Seite Kabilas an dem Krieg teil. Ebenso tat es Zimbabwe.

Dieser Krieg wurde, wie die Autoren schreiben, von insgesamt sicher mehr als 120 000 Soldaten geführt. Das Fazit: Der Kongo ist kaum noch in seinen alten Grenzen aufrechtzuerhalten. Der Kivu ist de facto eine Provinz Rwandas.

In Rwanda geht der Kampf um die Folgen und die Aufarbeitung des Genozids weiter. Die sensationelle Verhaftung des Bischofs von Gitarama, Augustin Misago, hatte erst zum Antrag des Staatsanwalts auf Todesstrafe geführt. Danach entschied das Gericht, nachdem mittlerweile doch Verteidiger hinzugezogen worden waren, unter Hinzuziehung eines „Avocat sans Frontieres“ – für Freispruch. Der Verteidiger und Anwalt Alfred Pognon hat den Prozess gegen den Bischof protokolliert

Das Buch referiert die verschiedenen Phasen des „Procès de Mgr. Augustin Misago“. Auf 137 Seiten gibt es die spannende Wiedergabe dieser Prozessgeschichte, die in zweierlei Hinsichten Unbehagen erzeugt. Einmal wird erkennbar, wie der rwandische Staatsapparat von den Prozessen gelähmt wird: Statistisch-rechnerisch braucht man sicher noch hundert Jahre, um allen 125 000 Insassen der Völkermord-Gefängnisse einen Prozess zu machen.

Andererseits bleibt das Ergebnis des Prozesses so unbefriedigend, weil es zwar die juristische Exaktheit und Unabdingbarkeit des Freispruches aufzeigt. Aber dahinter liegt ein gähnendes Loch. Ganz klar ist zu erkennen: Die Kirche und vor allem die

■ Alfred Pognon, *Le Procès de Mgr. Augustin Misago. Elements de documentation*, Selbstverlag Palotti Imprimerie, Kigali, Juni 2000, 137 S.

Bischöfe haben wenig getan, um den Völkermord präventiv und dann auch akut zu verhindern. Deshalb hat die Kirche so gut wie keine Märtyrer, obwohl sie in jedem Messformular vor der ganzen Welt davon spricht.

■ Michael Birnbaum,
Die schwarze Sonne Afrikas,
Piper Verlag, München 2000,
356 S.

Der Autor hat drei Jahre von Nairobi aus emsig und umtriebzig versucht, für die Leser der *Süddeutschen Zeitung* Afrika zu erschließen. Er trat in die Fußstapfen von Stefan Klein, der so etwas wie der große Erstgeborene der Afrika-Reporter war und jetzt für seine Zeitung aus London berichtet. Michael Birnbaum ist ebenfalls ein kritischer Liebhaber des Kontinents geworden. Kritisch – und manchmal skeptisch kann man schon werden beim Anblick so mancher Probleme der großen wie der kleinen Länder des Schwarzen Kontinents.

Am Ende seines Rwanda-Kapitels hält der deutsche Reporter fest: „Nein, Rwanda ist nur ein auf Zeit schlummernder Vulkan. Ich hoffe wirklich, ich irre mich, aber noch nie war ich mir so sicher. Der Vulkan wird wieder ausbrechen. Keine Ahnung, wann und wie. Aber es wird noch grausamer, endgültiger als das letzte Mal werden. Hoffentlich irre ich mich.“

Ein ganzes Volk, so schaudert es den Berichterstatte, scheint in Rwanda zur Bestie mutiert. Er stand als Reporter an der Rusumo-Brücke am Akagera Fluß, der dann in den ugandischen Victoria-See einmündet. Diese Brücke markiert die Grenze zwischen Rwanda und Tansania. Kurz zuvor stürzt der Kagera-Fluss einen Wasserfall hinab. In den Strudeln an seinem Fuße unweit der Brücke hält die aufschäumende Gischt das Treibgut des Flusses mit unsichtbaren Händen für einige Zeit fest: tote Leiber, Leichen von Frauen, Männern genauso wie von Kindern, manche enthauptet, viele verstümmelt.“

Seit Tagen gingen an den Wasserfällen 60 bis 70 Leichen vorbei.

Was mir in diesem Buch fehlt, ist ein kritischer Blick auf das, was diese großen UNO-Elefanten tun, wie jener UNHCR, der ganz offenbar die Journalisten immer so gut behandelt, dass sie gar nicht darauf kommen, wie überflüssig er mittlerweile für die Hilfsoperation selbst geworden ist. Ist er mittlerweile ja geschrumpft zur Agentur zur Verteilung von Geldern, die ihm auch nicht gehören, sondern die der UNHCR von den Regierungen Europas und der

USA bekommt. Die Entwicklungshilfe, die seit der Hallstein-Doktrin genau das nicht gebracht hat, wovon jedes entwicklungspolitische Traktat redet: die berühmte Nachhaltigkeit, die *sustainability*.

In unserer verborgenen und verheimlichten Vergeblichkeit gibt jeder neue politische Großkopfete seine Masche für eine neue aus, während man in Wirklichkeit im Keller Afrikas die Maschine zum Bart aufwickeln laufen und rotieren hört. Also jetzt wieder in der Zeit, da Birnbaum den Kontinent geconvert hat – die großspurige Formel: „Not Trade but Aid“. So wenn – wie Birnbaum im Eingangskapitel berichtet – der „amerikanische Präsident Bill Clinton diese Formel bei seiner Tour über den Kontinent populär machen wollte“.

In Wirklichkeit ist das eine Gebetsmühle europäischer Entwicklungspolitik seit den Tagen Willy Brandts und Gunnar Myrdals.

Die Realität ist manchmal todtraurig und kommt an diese Messlatte nicht mal heran: Welcher afrikanische Botschafter pflegt in Bonn oder Berlin Kontakt zu Wirtschafts- und Industriekreisen? Ich kann diejenigen, die sich auch nur bemüht haben, Kontakt zur deutschen Gesellschaft und zu den deutschen Medien und damit auch der Politik herzustellen, an den Fingern einer Hand abzählen. „Trade not Aid“ ist eine Formel all derer, die den Kontinent schon emanzipiert haben wollen – was er aber in vielen Teilen und Regionen noch nicht ist.

Die Entwicklung in Burundi beschreibt der ehemalige Botschafter des Landes vor dem Putsch des Tutsi-Präsidenten Buyoya, Albert Mbonerane in *Burundi – Die ermordete Demokratie*. Dieses Büchlein enthält auf 70 Seiten alles, was der deutsche Leser, Bürger und Politiker zu Burundi wissen muss. Es fehlt dem Buch allerdings die Sicht eines etwas weniger interessierten Zeitgenossen. Denn beide Parteien haben auf die Gewalt gesetzt und haben Exponenten, die ähnlich machtgierig sind wie Kabila. Die Führer der Hutu-Bewegung mögen mit weniger Systematik vorgehen, aber eine wirklich überzeugende Befreiungsarmee-Strategie haben sie bisher nicht geboten. Jetzt haben sie sich auf Gedeih und Verderb mit Kabila eingelassen. Das diskreditiert die Sache ihrer Bewegung total.

■ Albert Mbonerane,
*Burundi – Die ermordete
Demokratie. Wie man mit
Folter, Mord und Massakern
eine Demokratie zerstört.*
Verlag Burundi Büros, Bonn
Mai 1998, 70 S.

Die Hauptleidtragenden sind die Bauern, die in Burundi in Zwangslager abgeschoben werden und unter der Kuratel der Armee gehalten werden. Eines wird aus diesem Büchlein auch klar: die europäische Politik ist am Ende. Sie versucht, Bewegung vorzuspiegeln, die eigentlich keine ist. In immer neuen Missionen und Beobachtern hat sie das Gefühl, sie täte etwas. In Wirklichkeit ist die europäische Politik im Gebiet der Großen Seen längst gescheitert und erschöpft sich in sinnlosen Geldausgaben.

Eine Troika der Europäischen Union hielt sich kurz nach der Ermordung des Präsidenten Melchior Ndadaye in Bujumbura auf, berichtet Mbonerane. „Die Delegation wohnte nicht weit vom Tatort entfernt im Hotel Source du Nil“ – die Tutsi-Armee hatte entschieden, den Stadtteil Kamenge anzugreifen und damit Bujumbura von Hutus zu säubern. Ein deutsches Mitglied dieser Delegation beschrieb dem Autor nach seiner Rückkehr die Ereignisse. Er erklärte mir, er verstünde überhaupt nicht, welche Rolle die Polizei und die Gendarmerie dabei gespielt hätten, denn diese hätten das Zerstörungswerk „le-diglich beobachtet.“

Das kommt davon, wenn man sich auf solche Reisen begibt, sich einladen läßt von solchen Regimen, die eines hervorragend verstehen: Ihre Staatsgäste höherrangig zu empfangen und zu bewirten, als sie im eigenen Land es gewohnt sind. So konnten die Mitglieder dieser Troika dem Morden und der ethnischen Vertreibung zusehen, die von ihrem Swimmingpool im Hotel Source du Nil aus erkennbar war.

Ein Klassiker der Afrika-Literatur ist auch Ryszard Kapuscinski. Von ihm haben wir, auch ins Deutsche übersetzt, eine ganze Reihe von Afrika-Büchern. Eines der besten wurde für deutsche Leser 1994 wiederentdeckt: *Wieder ein Tag Leben* heißt es, *Jeszcze dzien zycia*. Es ist das Tagebuch eines Reporters, der versucht, mit der verwirrenden Vielfalt der Befreiungsbewegungen und ihrer jeweiligen Ideologien fertig zu werden.

Soll man nun an einem *road block*, an einer Straßensperre, *camarada* oder *irmao*, Bruder, sagen? Kapuscinski entschied sich: *camarada!* Wenn die Posten Anhänger Agostinho Netos (also Anhänger der MPLA: kommunistisch, moskau- und kubatreu)

■ Ryszard Kapuscinski, *Afrikanisches Fieber*, Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1999, 324 S.; Ryszard Kapuscinski, *Wieder ein Tag Leben. Innenansichten eines Bürgerkrieges*, Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1994, 167 S.

sind, die sich mit der Anrede *camarada* begrüßen, dürfen wir weiterleben. Wenn sich allerdings herausstellt, dass sie zu den Leuten von Holden Roberto (FNLA) oder zu denen Jonas Savimbis (also UNITA) gehören, die einander *irmao* rufen, dann sind wir am Ende unserer irdischen Existenz angelangt. Im nächsten Moment werden sie uns antreiben, unser eigenes Grab zu schaufeln. Neben alten, eingesessenen Straßensperren liegen die Friedhöfe derjenigen, die nicht das Glück hatten, die Posten mit dem richtigen Wort zu begrüßen.“

In seinem neuesten Afrika-Buch gibt es eine „Vorlesung über Rwanda“, die uns über die Ursprünge des Genozids aufklärt, der schon 1973 begann: „Der neue Herrscher entstammte einem Klan aus dem Nordwesten Rwandas. Dieser Klan bildete einen radikal chauvinistischen Flügel der Hutu – um dieses Bild verständlicher zu machen, könnte man sagen, dass Habyarimana der Radovan Karadzic der ruan-dischen Hutu war.“

Das sitzt, so sicher kann nur jemand urteilen, der sich in Afrika zu Wasser, zu Lande und selten in der Luft so angelegentlich herumgetrieben hat, dass ihm die Haupt-und-Staatsaktionen manchmal ganz schön egal waren. Als Kapuscinski einem Kollegen des *Daily Telegraph* aus London erzählte, er sei in Rwanda gewesen, fragte der ihn nur: „Hast Du den Präsidenten gesehen?“ Kapuscinski verneinte. „Wozu bist Du denn hingefahren?“, fragte der britische Kollege erstaunt. Kapuscinski: „Viele meiner Kollegen waren der Ansicht, die einzige mögliche Attraktion in diesem Lande würde der Präsident darstellen. Wenn man den nicht treffen kann, warum, zum Teufel, soll man dann überhaupt hinfahren?“

Der gute Korrespondent ist immer ein – Phänomenologe. Alle Neger stehlen – heißt es – nicht nur in Europa. Kapuscinski sagt sich in Lagos: Ja, nun gut, aber warum?

Jeden, auch den europäischen Reporter, stört der Diebstahl. Sulejman, dem er fünf Pfund gegeben hat, damit er ein bisschen in seiner kleinen Wohnung aufpasst, versteht die Aufregung nicht. „Sulejman sieht das Stehlen als völlig normal an. Der Diebstahl ist eine Form der Nivellierung der Ungleichheiten. Es sei gut, dass sie sich bestehlen, denn das sei eine freundliche Geste ihrerseits. Auf diese Weise würden

sie mir zu verstehen geben, dass ich ihnen nützlich sei.“

Doch damit nicht genug. Nach einer Woche kam Sulejman zurück zu Kapuscinski. Er bekam von Kapuscinski einen Tee eingeschickt, Sulejman sagte mit bedeutungsschwangerer Stimme, er würde zum Jankara-Markt gehen und etwas Nützliches besorgen. „Der Jankara-Markt ist ein Ort, wo Hexen, Kräuterweiber, Wahrsager und Geisterbeschwörer alle möglichen Amulette, Talismane, Zaubermagie verkaufen. Sulejman ging von Tisch zu Tisch, schaute und stellte Fragen. Schließlich wies er mich an, von einer Frau ein Bündel weißer Hahnenfedern zu kaufen. Sie waren nicht billig. Wir kehrten in meine Gasse zurück. Sulejman legte die Federn zusammen, wickelte einen Faden herum und hängte sie oben am Türrahmen auf.“

Von diesem Moment an – so endet das Kapitel bei dem Doyen der Afrika-Reporter – verschwand nichts mehr aus der Wohnung des polnischen Korrespondenten.

Das große neue Buch, das uns über den Zustand des aus allen Wunden blutenden Afrika aufklärt, steht noch aus. Vielleicht warten wir auf die „Afrikanische Totenklage“ von Peter Scholl-Latour. Auch wenn uns nicht nach Requiem zumute ist.